

Hermann Behrens: Grundfragen der deutschen Urgeschichtswissenschaft. Wo stehen die Archäologen am Ende des 20. Jahrhunderts?

Alteuropäische Forschungen. Arbeiten aus dem Institut für Prähistorische Archäologie der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg N.F. 3. Verlag Beier & Beran. Weissbach 1999. ISBN 3-930036-34-7. DM 29,--.

Jürgen Hoika

Mit dem Titel *„Grundfragen der deutschen Urgeschichtswissenschaft“* stellt der Autor eine Verbindung zu einer der bemerkenswertesten Veröffentlichungen unseres Faches her, in der besonders gründlich zu Fragestellungen und methodologischen Problemen des Faches Stellung genommen wurde. Dieser Rückgriff auf den Titel der grundlegenden Arbeit von K.H. JACOB-FRIESEN (1928) scheint mir nicht angemessen. Während JACOB-FRIESEN eigenständig und systematisch grundlegende Probleme der Ur- und Frühgeschichtsforschung behandelt hatte, geht BEHRENS einen anderen Weg. Sein Büchlein ist eher eine Zusammenstellung einzelner Essays, häufig mit Rezensionencharakter: in ihrem feuilletonistischen Stil zumeist gut lesbar, manchmal, wie es Eigenart des Autors ist, in der Diktion prägnant und deutlich, gelegentlich auch aggressiv und polarisierend. Schließlich aber findet BEHRENS, nachdem er dem Leser seine Wahrheit verkündet hat, zumeist zu einem versöhnlichen Schluß. Er selbst sieht den Unterschied zwischen seinem Werk und dem von JACOB-FRIESEN klar, stellt er doch fest, er wolle *„etwas in die Fußstapfen von K.H. JACOB-FRIESEN treten, ohne jedoch die Geschlossenheit seines Lehrgebäudes zu erreichen.“* Wenn das aber so ist, ist die Wahl des Titels unangebracht.

Ein zentrales Anliegen war für JACOB-FRIESEN, eine logisch zwingende Terminologie für die Ur- und Frühgeschichte zu etablieren. Zwar tadelt BEHRENS (S. 3), JACOB-FRIESEN folgend, den leichtsinnigen Umgang mit *„Begriffen“*, er selbst aber geht in dieser Hinsicht kaum disziplinierter vor. Ohne Zweifel hat BEHRENS recht, wenn er die Inflation der *„Archäologien“* attackiert und *pars pro toto* *„Archäologie des Bewußtseins“* als Bezeichnung für die Erforschung von Kindheitserinnerungen eine *„groteske Begriffskreation“* schildert. Nur leider geht es bei ihm mit den Begriffen auch munter durcheinander. Archäologie, so stellt er fest (S. 8 ff.), könne sich nur auf das Altertum beziehen und das Ende um 500 n. Chr. Früh-

geschichtler sind also keine Archäologen, Urgeschichtler nur dann, wenn sie in Europa im Einfluß- und Einzugsbereich der mediterranen Hochkulturen tätig sind oder noch ältere Abschnitte der Menschheitsentwicklung erkunden. Hier schlägt, das ist offenkundig, eine sehr mediterran bestimmte Sicht durch. Mich deutet, mit der von mir (HOIKA 1998, 65-67; 69) gegebenen Definition des Archäologiebegriffs kommt man in jeder Hinsicht weiter, und zwar nicht nur deshalb, weil er sich dichter an heutigen Sprachgebrauch hält. Nach meiner Ansicht (ebd.) ist die Archäologie eine Gruppe historischer Hilfswissenschaften, die ganz überwiegend nichtliterale Quellen aus Bodenfunden der historischen Forschung zur Verfügung stellen. Demnach ist die Archäologie zwar Teil der historischen Disziplinen, nicht jedoch eine Geschichtswissenschaft an sich.

Klaglos und unkritisch akzeptiert BEHRENS (S. 8), daß der Urgeschichtsforscher heute Archäologe genannt wird. Er hat ja recht, daß diese Begriffe leichtfertig vertauscht werden, nur sollte er selber nach dieser Feststellung seine Worte bedachter wählen, damit ihm nicht der gleiche Vorwurf gemacht werden kann, den er anderen macht. Folgte er seiner eigenen Maxime so könnte er z.B. nicht formulieren: *„Subjektive Grenzen sind dem Urgeschichtsforscher von seinem höheren Nervensystem und dessen Qualität gesetzt. Diese Tatsache machen sich junge, aufstrebende Archäologen zunutze, in dem sie ihren Professoren Mittelmaß bzw. Mittelmäßigkeit vorhalten.“* Wird hier bewußt zwischen Urgeschichtsforschern und Archäologen unterschieden? Sind Studenten stets (nur) *„Archäologen“* und können nur ältere Menschen den Stand des *„Urgeschichtsforschers“* erreichen? Nein, Rezensent ist überzeugt, hier werden die beiden Begriffe weitgehend synonym aus Gründen der sprachlichen Abwechslung benutzt. Nicht genug damit, daß offenkundig Archäologe und Urgeschichtler als synonyme Begriffe eingesetzt werden. Diese Leute kommen *„mit gesamtwissenschaftlicher Forschungstätigkeit“* auch noch *„zu Theorien über die*

Vorgeschichte" (S. 96). Wo bleibt hier die begriffliche Sorgfalt? Ursächlich für dieses Phänomen ist wohl, daß der Autor selber nicht glaubt, daß eine einheitliche Terminologie bzw. Nomenklatur in der Archäologie selbst bei viel gutem Willen aller Beteiligten erreicht werden kann, da "*jeder der Abermillionen prähistorischer Funde ein Individuum darstellt, da jeder nachdenkende Prähistoriker*" (hier ein neues Synonym für Archäologen und Urgeschichtsforscher) "*seinen eigenen Kopf hat*" (S. 11). Hätte BEHRENS recht, wäre dies das Ende für Archäologie und Urgeschichte als Wissenschaften. Dann wäre nämlich eine verbale Verständigung zwischen Archäologen oder Urgeschichtsforschern kaum mehr möglich. Wie der Gegenstand der Urgeschichtsforschung fielen die Urgeschichtsforscher in die vorliterale Phase der Menschheitsentwicklung zurück, müßten sich hinsichtlich ihrer Quellen allein mit Bildern verständigen. Eine meist humorvoll gemeinte Kritik würde Wirklichkeit: archäologische Fachliteratur erschiene in Form von Comicstrips.

In verschiedenen seiner Essays taucht das Problem der Begriffsdefinitionen immer wieder in neuem Zusammenhang auf. Stets erhebt er die Forderung nach begrifflicher Präzision, und doch bleibt es bei nur gelegentlichen Definitionsversuchen. Mancher führt zu einem unbefriedigenden Ergebnis.

Von dem Begriff "*Horizontalstratigraphie*" meint BEHRENS, es müsse "*jedem sprachlich Gebildeten sofort klar sein, daß hier eine ‚contradictio in adjecto‘, also eine falsche Wortkombination*" vorliege (S. 9). Zunächst möchte man ihm zustimmen. Man denkt an Schichten, die in einem Meer, in einem See oder in einem Papierkorb entstehen. Doch überlegt man weiter, so fallen einem auch Dünen und Schotterkörper mit ihren häufigen Schrägschichtungen und gefaltete Gebirge ein; man erinnert sich an allerlei Unregelmäßigkeiten, die bei Stratigraphien auftreten; man entfernt sich vom Bilderbuchmodell der parallelen, übereinander liegenden Schichten und findet zurück zur Realität. Sie entfernt sich nämlich häufig genug vom Idealmodell. Im wissenschaftlichen, in diesem Fall aus der Geologie entlehnten Sprachgebrauch ist eine Schicht ein "*tafel- oder plattenförmiger Gesteinskörper, dessen Dicke gegenüber seiner horizontalen Ausdehnung gering ist*" (MURAWSKI 1957, 147). Horizontal muß er nicht liegen, denn auch Schrägschichtung ist bekannt (BRINKMANN 1961, 118) und unter bestimmten Bedingungen entstanden, gleichen die Schichten "*eher langgestreckten Linsen als plattenartigen Körpern*" (SÄRCHINGER 1958). Das eigentliche Wesen einer geologischen Schicht ist also, daß unterscheidbare Materialien nacheinander abgelagert werden. Damit ist die Zeitdimension dem geologischen Schichtbegriff immanent. Die eigent-

liche Lage spielt offenkundig eine untergeordnete Rolle. So ist der Begriff der Horizontalstratigraphie zwar offenbar weit entfernt vom Idealmodell, erfüllt aber die definitorischen Bedingungen der Herkunftswissenschaft. Er läßt nichthorizontale Ablagerung zu, fordert aber in jedem Fall diskrete Schichten, die in zeitlichem Abstand entstanden sind. Liegt hier vielleicht die Problematik des archäologischen Begriffs der Horizontalstratigraphie: Handelt es sich wirklich um diskrete Schichten? Verstehen wir diesen Begriff nicht auch als Ausdruck einer Kontinuität? Das hingegen meint der geologische Begriff nicht. Allerdings ist für den Urgeschichtler die Kontinuität nur durch eine Folge von Diskontinuitäten erkennbar, die aber geringeren Abstand zu einander haben als andere: Ein spezieller Artefakttyp verändert sich oder fällt weg, ein neuer Artefakttyp tritt hinzu. Das wiederum macht die mit dem Begriff der Horizontalstratigraphie beschriebenen Schichten unterscheidbar. Als letzter Einwand gegen die Benutzung des Begriffs der Horizontalstratigraphie könnte angeführt werden, daß geologische Schichten im Idealmodell Körper sind, was für die Schicht einer Horizontalstratigraphie nicht zutrifft. Bei diesen handelt es sich um Streifen oder Flächen unterschiedlicher Ausdehnung. Nun haben wir aber sehen müssen, daß auch die geologischen Schichten die Forderungen des Idealmodells häufig nicht vollständig erfüllen, und schließlich sind ein Streifen und eine Fläche ein Sonderfall eines Körpers, der eine besonders geringe Ausdehnung in einer Dimension hat. Doch ähnliche Phänomene gibt es auch in der Geologie. Dort kann z.B. die Mächtigkeit von Schichten durchaus gegen Null streben. So scheint mir schließlich nichts dagegen zu sprechen, die durch fortschreitende Inanspruchnahme einer Fläche entstehenden archäologischen Phänomene mit dem Begriff Horizontalstratigraphie zu bezeichnen; dieser ist jedenfalls besser als der der "*Horizontalchronologie*". Die Prüfung ob eine "*Horizontalstratigraphie*" vorliegt, verfolgt ja gerade das Ziel, chronologische Erkenntnisse zu gewinnen. Deshalb sollte das Wort "*Chronologie*", also das Ziel des Erkenntnisvorgangs, nicht zur Beschreibung des dem Erkenntnisvorgang zugrunde liegenden Phänomens benutzt werden.

Kurz und knapp erläutert uns BEHRENS, wie eine archäologische Kultur entsteht: in den Köpfen der Archäologen (S. 12). Das ist sicher ein interessanter Gedanke; aber ist der Autor hier nicht doch etwas zu schnell zum Ergebnis gekommen? Handelt es sich wirklich nur um eine Fiktion? Was steht hinter diesem Konstrukt von Archäologen? Ist das, was den Archäologen dazu bringt, von einer archäologischen Kultur zu sprechen ("*dingliches Quellenmaterial gleicher und verschiedener Art, wenn in Kombination gefun-*

den, zusammengefügt, wobei einigermaßen sichere Gleichzeitigkeit und räumliche Verbindung gewährleistet sein muß" [S. 12]), vielleicht auch nur eine Fiktion? Im Definitionsversuch von BEHRENS lassen sich schließlich auch ziemlich unbestimmte Forderungen entdecken ("einigermaßen sichere Gleichzeitigkeit"). Und was geschieht mit dem, was nicht "in Kombination gefunden" wurde. Darf ein Trichterbecher, der allein in einem Grab gelegen hat, nicht der Trichterbecherkultur zugerechnet werden. Wie sieht es – in Schleswig-Holstein und Dänemark – mit einem dünnackigen Beil aus, das auf einem Acker aufgefunden wurde? Ich fürchte, hier muß präziser formuliert werden, soll die Definition wirklich tragen. Denn offenkundig ist es doch ein längerer gedanklicher Prozeß, der zur Definition einer archäologischen Kultur führt; und schließlich scheint es möglich zu sein, an jenes Material, das der Definition zugrunde liegt, auf Grund der Definition weitere Quellen anzuschließen, was zumindest hinsichtlich der räumlichen Geltung des Kulturbegriffes zu einer Erweiterung führen kann. Begrifflich korrekt stellt BEHRENS fest, die Archäologische Kultur dürfe nur als Mittel zum Zweck benutzt werden, um historische Phänomene und Prozesse zu erkennen. Hier folgt auf die archäologische Definition die historische Erkenntnis. Damit aber wird der Archäologe, der eine Kultur definiert hat, zum Historiker.

Immer wieder reizt es den Rezensenten, Aussagen des Autors genauer unter die Lupe zu nehmen. Das hat er in Fällen getan, in denen er widersprechen wollte. Doch es lohnt auch Textpassagen genauer zu überdenken, die Zustimmung verdienen. BEHRENS untersucht hier nicht zum ersten Mal die Auswirkungen der marxistischen Ideologie auf die Urgeschichtsforschung. In Abschnitten wie "Gibt es urgeschichtliche Gesetzmäßigkeiten?" oder "Gab es urgeschichtliche Revolutionen?" macht er insbesondere den westdeutschen Leser mit Literatur bekannt, die häufig als ideologisch geprägt, was durchaus zutrifft, vernachlässigt wurde. Mir scheint, es ist richtig, daß BEHRENS auf diese Literatur hinweist. Wir sprechen, den Begriff hat schließlich ein Engländer namens Gordon Child geprägt, ganz selbstverständlich von der "Neolithischen Revolution", wollen aber den kleinen Schritt zur "Agrarischen Revolution der Produktivkräfte". E. Hoffmanns nicht mitgehen. Ist das eine ein brauchbares Modell, so ist auch das andere denkbar und muß geprüft werden. Völlig zu recht überlegt der Autor deshalb, ob das Revolutionsmodell überhaupt anwendbar ist. Er macht sich die Meinung von L.G. Freeman zu eigen, der festgestellt hatte, daß es in der 'Vorgeschichte' keine Revolutionen gab, sondern nur "Anpassungen, die stetige und schrittweise Anpassung

von Lebewesen an sich beständig verändernde Ökosysteme" (S. 19). Man hätte sich gewünscht, daß der geistesgeschichtliche Hintergrund dieser Aussage vom Verfasser genauer beleuchtet worden wäre: Wird hier die Verknüpfung der Vorstellungen von Darwin und Hegel sozusagen das Marxsche Paradigma aufgegeben und durch ein neues ersetzt, nämlich die Verknüpfung der Vorstellungen, die hinter der zeitgenössischen Ökologiediskussion stehen, mit denen Darwins? Auch wenn Rezensent meint, Freeman und mit ihm BEHRENS beurteile die Situation grundsätzlich richtig (HOIKA 1993), ist es mit historischen Erkenntnissen eben doch nicht so einfach. Fraglich bleibt nämlich, was zum jeweiligen Zeitpunkt als sinnvolles Denken begriffen wird. Als Rezensent den oben zitierten Aufsatz zwei Jahre nach dem Beitritt der Länder der ehemaligen DDR zur Bundesrepublik Deutschland schrieb, war er sich der Tatsache sehr bewußt, daß er so kurze Zeit nach dem praktischen Scheitern marxistischer Politikformen nun Hand an einen wichtigen Baustein marxistisch-leninistischer Philosophie legte. Mir war dieses damals geradezu unheimlich. Ich fürchtete, nur auf dem Strom des Zeitgeistes mitzuschwimmen. Schließlich fand ich aber meine Überlegungen doch in sich schlüssig genug, um sie zu veröffentlichen.

Nicht ohne weiteres nachvollziehbar ist die bei BEHRENS erkennbare Theoriefeindlichkeit. Auch wenn er sich aus Goethes Tragödie Faust ein Motto entliehen hat, dieser Teil seiner Arbeit ist wenig überzeugend. Vielleicht hätte er den Kontext im Faust zuvor nachlesen müssen: Mephistopheles empfiehlt dem Schüler: "Besonders lernt die Weiber führen", fügt hinzu "und wenn ihr halbwegs ehrbar tut, dann habt ihr sie all' unter'm Hut" und endet mit der Empfehlung: "zum Willkomm tappt ihr dann nach allen Siebensachen, um die ein anderer viele Jahre streicht, versteht das Pülslein wohl zu drücken, und fasset sie, mit feurig schlauen Blicken, wohl um die schlanke Hüfte frei, zu seh'n wie fest geschnürt sie sei." Diese Aussicht stimmt den Schüler froh und er entgegnet: "Das sieht schon besser aus! Man sieht doch wo und wie"; darauf nun erwidert Mephistopheles den von BEHRENS angeführten Satz "Grau, teurer Freund, ist alle Theorie, und grün des Lebens goldner Baum." Ganz offenkundig paßt dieser Kontext nicht zur wissenschaftlichen Erforschung der Urgeschichte, er ist auf eine gänzlich andere Schicht menschlicher Erfahrungen bezogen. Faust selbst formuliert in der nächtlichen Eingangsszene den Wunsch: "daß ich erkenne was die Welt im innersten zusammenhält." Dieses weist zwar deutlich über die denkbaren Ergebnisse urgeschichtlicher Forschungsbemühungen hinaus. Dennoch lassen sich Erkenntnisse auch auf dem Ge-

biet der Urgeschichte nicht ohne Methoden gewinnen und Methoden benötigen einen theoretischen Hintergrund und sei es der, daß man die Erfahrung als gesichert betrachtet, in einer Stratigraphie liege das ältere unter dem jüngeren. Und will man tiefer greifende historische Fragen anhand archäologischer Quellen klären, fragt man also nach vergangenen Abläufen und Zuständen, so wird der theoretische Hintergrund, vor dem eine Antwort versucht wird, sehr wohl wichtig. Sind dieses die mehr oder weniger reflektierten Erfahrungen eines in Mitteleuropa lebenden Menschen des 20. Jahrhunderts oder sind es ethnographische Beschreibungen? Das Heranziehen von Analogien bei der Interpretation von Sachverhalten wäre in diesem Fall die Methode. Welche Analogie zugrunde gelegt wird, ist keine Methodenfrage. Hier muß eine theoretische Entscheidung getroffen werden, die erörtert werden, aber nicht im eigentlichen Sinne richtig oder falsch sein kann. Nur die Entscheidung muß bekannt sein, denn ein anderer theoretischer Hintergrund führte wohlmöglich zu einem anderen Ergebnis. Es bleibt also die Frage, mit welcher Brille der Beobachter die beobachteten Vorgänge, die als Analogie dienen, betrachtet hat, wieviel er von deren Hintergründen wirklich gewußt und verstanden hat. Gerade weil der produktive Beitrag des Interpreten auf eine unaufhebbare Weise zum Sinn des Verstehens selber gehört (GADAMER 1974, 1070) ist es bedeutsam, diesen Beitrag zu fassen, damit nicht Privates und Arbitrarisches subjektiver Voreingenommenheit das Regiment übernehmen. Wenn hier zugunsten eines theoretischen Unterbaus für die von Archäologen und Urgeschichtlern angewandten Methoden argumentiert wird, so soll damit nicht einer theoretischen Archäologie oder Urgeschichte das Wort geredet werden, denn ohne archäologische Quellen gäbe es weder Archäologie noch Urgeschichte.

Solche Theorien können Modelle sein. Auch wenn BEHRENS dieses Wort im gültigen Duden und in einem Etymologischen Wörterbuch der deutschen Sprache nicht gefunden hat: Sprache lebt und entwickelt sich weiter. Und neue Sachverhalte werden unter Umständen auch mit älteren Begriffen bezeichnet. Es kommt zu einem Bedeutungswandel oder einer Ausweitung der Bedeutung. Modelle sind in der Wissenschaft nichts Neues. In der Optik wird der Charakter von Licht zum Beispiel mit zwei Modellen beschrieben, die sich gegenüberstehen, dem Teilchen- und dem Wellenmodell. Jedes kann bestimmte Eigenschaften des Lichtes erklären, doch keines der beiden vermag alle Eigenschaften des Lichtes zu begründen. Und hätte der Autor die Brockhaus Enzyklopädie zur Begriffsklärung herangezogen, so hätte er eine brauchbare Definition gefunden: Ein Modell ist *„ein Abbild der Natur unter Hervorhebung für wesentlich*

erachteter Eigenschaften und Außerachtlassen als nebensächlich angesehener Aspekte. Ein Modell in diesem Sinne ist ein Mittel zur Beschreibung der erfahrenen Realität, zur Bildung von Begriffen der Wirklichkeit und Grundlage von Voraussagen über künftiges Verhalten des erfaßten Erfahrungsbereichs.“ (BROCKHAUS 1991, 706). Modelle sind also keine *„Phantasievorstellungen in der Ur- und Frühgeschichte“* (S. 83) sondern Erklärungsversuche. Diese können gut oder schlecht, zwingend oder oberflächlich sein, merkwürdig oder zu vernachlässigen. Auch wenn sich BEHRENS mit seiner Meinung auf einen anderen Großen der Ur- und Frühgeschichte berufen kann: dieses spricht nicht gegen Modellbildung an sich, sondern schlechte, oberflächliche und zu vernachlässigende Modelle sprechen einzig gegen ihren Autor.

Erfreulich ist aber, daß BEHRENS trotz aller Ablehnung von Theorien schließlich drei, wie er selbst meint, unwiderlegbare Lehrsätze für das 21. Jahrhundert formuliert (S. 97):

1. *„Unser Wissen ist Vermutungswissen“*
(Karl Popper)
2. *„Mit gesamtwissenschaftlicher Forschungstätigkeit kommt man zu Theorien über die Vorgeschichte“*
(Hermann Behrens)
3. *„Das Leben des urgeschichtlichen Menschen war viel einfacher, als es in den heutigen wort- und begriffsreichen Abhandlungen mancher Archäologen zur Sprache kommt“*
(Hermann Behrens)

Da gibt es denn nun doch Theorien, und seien es auch nur solche über jene *Vorgeschichte*, die der *urgeschichtliche* Mensch gestaltete.

Mit einigen seiner kurzen Essays spricht der Autor einen Problemkreis an, der für die gegenwärtige Situation und Befindlichkeit der deutschen Ur- und Frühgeschichte von Wichtigkeit ist. Nicht nur in dem Beitrag *„Kann man von einer archäologischen Ostkolonisation am Ende des 20. Jahrhunderts sprechen“* (S. 4 ff.) wird dieser Themenkreis behandelt. Es geht um den Einfluß von Ideologie auf die Ur- und Frühgeschichte, um staatliche Einwirkung auf die Forschung, um die Art wie in den ostdeutschen Ländern führende Positionen nach deren Beitritt zur Bundesrepublik Deutschland neu besetzt worden sind, wem Einfluß genommen und wer an Einfluß gewonnen hat. Hier hat BEHRENS sicherlich eine Entwicklung aufgezeigt, die einer kritischen Betrachtung bedarf. Andererseits sollte sich der Autor hüten, Dingen nachzutruern, die unter den Bedingungen der DDR den Charakter eines Ersatzes für wissenschaftliche und persönliche Freiheit hatten. Ich denke hier an die Ver-

öffentlichung runder Geburtstage, von Auszeichnungen und Titelverleihung z.B. in der Zeitschrift "Ausgrabungen und Funde". Was bei wenigen Fachkollegen machbar war, wäre bei der großen Zahl in ganz Deutschland tätiger Urgeschichtler ein Stil, der finanziell nicht zu vertreten ist, weil er nicht primär der wissenschaftlichen Meinungsbildung dient. So zeigt sich auch in der Ur- und Frühgeschichte, daß der Niedergang der DDR manche liebgewonnene Nischenidylle vernichtet hat. Gewonnen wurde dadurch die Chance zum weiten Blick, zur größeren Perspektive. Damit soll nicht die wissenschaftliche Leistung von ehemals in der DDR tätigen Kollegen geschmälert werden. Ich denke aber, es gebietet die Redlichkeit, daß man zur Kenntnis nimmt, daß jede Veränderung mehrere Seiten hat. Nicht nur gute, aber auch nicht nur schlechte. Dankenswerterweise hat der Autor an anderer Stelle auch auf die ungunstigen Bedingungen in der DDR hingewiesen (S. 48) wenn er berichtet, daß seine Arbeiten nach seiner "Auswanderung" in die "kapitalistisch-imperialistische" Bundesrepublik Deutschland (diese Sicht dürften die damals in der DDR herrschenden Kreise von der Übersiedlung in seine niederelbische Heimat wohl gehabt haben) nach Möglichkeit nicht mehr zitiert werden sollten.

So aufschlußreich insbesondere für den in der vorwendezeitlichen Bundesrepublik geprägten Urgeschichtler auch vieles von dem ist, was der Autor über die Arbeitsbedingungen und die -hintergründe in der ehemaligen DDR berichtet, so sollte er weder eine Rechtfertigung versuchen, noch einer Überbewertung erliegen. Es steht außer Frage, daß von Kollegen in der DDR bedeutende Arbeit geleistet wurde, und hier ist völlig zurecht auch das Landesmuseum für Vorgeschichte in Halle als hervorragendes Beispiel anzuführen; ich aber erkenne keine Mißachtung dieser Leistung durch westdeutsche Kollegen. Die Zeit läuft weiter und junge Kollegen sehen andere, manchmal auch neue Gesichtspunkte als ihre Vorgängergeneration. Auch das gehört zu einer lebendigen Wissenschaft, die sich, da bin ich mir sicher, auch BEHRENS wünscht. Zitate lassen sich nicht einklagen, gerade weil die Flut von Publikationen es unmöglich macht, alles zu lesen und zu berücksichtigen. Dieses gilt, obwohl der Autor mit dem Hinweis recht hat, daß wichtige ältere Arbeiten nicht zur Kenntnis genommen werden. Und ältere Arbeiten waren noch vor 20 Jahren ganz neu und können damals richtungsweisend gewesen sein, es vielleicht sogar bis heute sein. Das ist aber kein Ost-West-Problem sondern die Folge einer stetig zunehmende Zahl archäologischer Veröf-

fentlichungen, die immer mehr Kollegen und Studenten erarbeiten.

BEHRENS hat uns ein Buch voller Engagement aber auch voller Subjektivismus übergeben. Es ist flott geschrieben, es kritisiert Kollegen, fordert aber auch zur Kritik heraus. Dessen ist sich der Autor bewußt. Ehe er dem Rezensenten das Buch mit der Bitte um eine Rezension übersandte, bat er telefonisch, nicht schonend mit ihm umzugehen. Das Buch ist lesenswert und gut lesbar. Man kann sich an ihm reiben und so ist es ein Beitrag zu einer lebendigen Wissenschaft. Dafür sei Hermann BEHRENS Dank.

Literatur

- BRINKMANN, R. (1961) Abriss der Geologie. Begründet durch Emanuel Kayser. Bd. 1. *Allg. Geol.* 9. Aufl. Stuttgart 1961.
- BROCKHAUS (1991) Brockhaus Enzyklopädie. 19. Aufl. Bd. 14. Mannheim 1991.
- GADAMER, H.-G. (1974) Stichwort "Hermeneutik". In: RITTER, J. (Hrsg.) *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Bd. 3: G-H. Darmstadt 1974.
- HOIKA, J. (1993) Grenzfragen - oder: James Watt und die Neolithisierung. *Arch. Inf.* 16, 1993, 6-19.
- HOIKA, J. (1998) Archäologie, Vorgeschichte, Urgeschichte, Frühgeschichte, Geschichte. Ein Beitrag zu Begriffsgeschichte und Zeitgeist. *Arch. Inf.* 21, 1998, 51-86.
- JACOB-FRIESEN, K.H. (1928) Grundfragen der Urgeschichtsforschung. Stand und Kritik der Forschung über Rassen, Völker und Kulturen in urgeschichtlicher Zeit. *Festschrift zur Feier des 75 jährigen Bestehens des Provinzial-Museums*. Veröffentl. *Urgesch. Abt. Prov. Mus. Hannover* 1. Hannover 1928.
- MURAWSKI, H. (1957) Beringer. Geologisches Wörterbuch. Erklärung der geologischen Fachausdrücke. 4. Aufl. Stuttgart 1957.
- SÄRCHINGER, H. (1958) Geologie und Gesteinskunde. 5. Aufl. Berlin 1958.

Dr. Jürgen Hoika
Archäologisches Landesmuseum
der Stiftung Schleswig-Holsteinische Landesmuseen
Schloß Gottorf
D - 24837 Schleswig